

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 44

Artikel: Eine wahre Geschichte : ein Hund im Souffleurkasten

Autor: Schär, Adolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine wahre Geschichte: Ein Hund im Souffleurkasten

Von Adolf Schär

Im Männerchor von Blasmerfultigen wird das Winterprogramm besprochen. Wie gewohnt, soll wiederum ein Theaterstück aufgeführt und dasselbe von vaterländischen und Liebesliedern eingerahmt werden. Über die Liederauswahl gibt es keine Meinungsverschiedenheiten; dem bewährten Dirigenten wird einhellig zugestimmt. Anders aber verhält es sich mit dem Theaterstück. Der Präsident gibt einleitend bekannt, daß er diesbezüglich vorgearbeitet und bei einigen prominenten Mitgliedern Textbüchlein habe zirkulieren lassen. Diese fordere er nun mehr auf, sich zum Wort zu melden. Er, der Präsident, habe, was seine Person betreffe, bereits Stellung bezogen, er wolle indessen der freien Diskussion nicht vorgreifen.

Der Schulmeister meldet sich, setzt seine Brille auf und beginnt: „Meine Herren! Angesichts der guten Tradition, deren sich Blasmerfultigen inbezug auf das Theaterwesen von jeher erfreute, aber auch im Hinblick auf den großen Ernst der gegenwärtigen Zeiten, sollten wir auf ein gehaltvolles Stück greifen. Es müßte darin von jenen Problemen die Rede sein, welche uns alle zutiefst beschäftigen. Von allen Stücken, die mir hier vorgelegen haben, entspricht diesen Forderungen dasjenige mit dem Titel „Geld und Geist“ weitaus am besten. Es handelt sich um die Dramatisierung eines Gotthelfschen Romans, und es wäre zu wünschen, wenn dieser große Dichter und Deuter des Schweizerthums auch bei uns einmal zu Ehren gezogen würde. Allein schon sein Name bürgt für einen Erfolg.“

Als zweiter griff Habegger Samuel ein: Er beliebte im Militär den Rang eines Feldweibels und fühlte sich auch im Zivilleben gerne für eine ganze Kompanie verantwortlich. Mit weithinschallender Stimme plädierte er für das Stück „Elsi, die seltsame Magd“, welches ebenfalls einen Gotthelfstoff behandelte und in ergreifender Weise die Landesverteidigung verherrlichte. Seiner Meinung nach kämen nur diese zwei Stücke in Betracht. Über die andern wolle er kein Wort verlieren, sie seien lauter Schmarren.

Dieser despektierliche Ausdruck brachte sofort verschiedene Anwesende zum Husten. Auf den hintern Bänken flüsterten zwei Bauern halblaut miteinander: Ihnen wäre, so meinten sie, von beiden, Geld und Geist, das Geld lieber und an ihren seltamen Mägden zuhause hätten sie bereits mehr als genug. Ein anfängliches Gelächter wuchs zum Gelächter aus, als der Text des Gesprächs nach vorne weitergegeben wurde. Dem Präsidenten leistete diese Situation gute Dienste. Er war seines Zeichens Wirt und daher froh, aus dem Bereich Gotthelfs hinaus zu kommen. Er besaß in literarischen Dingen seine eigenen besonderen Maßstäbe.

Man müsse — so legte er nun wichtig dar — auch beim Theaterspielen die realen Verhältnisse nicht aus den Augen verlieren. Dazu gehörten in Blasmerfultigen zunächst die vorhandene Bühne, auf der nicht jedes Stück Platz habe, denn sie messe bekanntlich nur vier auf sieben Meter. Ferner weise das Kulissenmaterial nur einen Hintergrund mit Eiger, Mönch und Jungfrau im Alpenglühen, die Seitenkulissen einen Wald, ein Bauernhaus sowie eine Pintenwirtschaft auf. Das genügte weder für „Geld und Geist“ noch für die „Seltsame Magd“, und die Kosten müßten die zu erwartenden Einnahmen zum vornherein aufzehren, wollte man diese Stücke würdig zur Darstellung bringen. Nun aber befände sich unter den vorliegenden Werken eines, das mit den vorhandenen Requisiten in jeder Beziehung übereinstimme und daher ohne die geringsten Kosten gespielt werden könnte.

Soweit gekommen, fiel ihm jetzt der Ausdruck „Schmarren“ wieder in den Sinn. Das gab ihm Auftrieb zu folgenden Schlußbemerkungen: „Was diesen Schmarren betrifft, so muß

ich ihn in bezug auf das Stück „Die Zigeunerbraut“ des entschiedensten zurückweisen und mich dagegen verwahren. Ich bin in dieser Sache kein Neuling mehr und bekenne, daß die Zigeunerbraut gerade dasjenige Stück ist, welches uns zu einem durchschlagenden Erfolge führen könnte. Es enthält die von den Vorrednern gerührten Probleme ebenfalls, wenn auch in abgekürzter Form; darüber hinaus aber entwickelt es eine Fülle von Handlungen, die jene andern zusammengekommen nicht aufbringen. Und so wie ich die Leute hierzu laden kenne, wird schon der Titel sie in Scharen herbeilocken. Es tritt darinnen auch ein Hund auf, und was diesen Hund betrifft, so darf mit Zug und Recht behauptet werden, daß einzig diese Tatsache schon ein „Novum“ darstellt. (Er hatte dieses Wort bei hohen Gästen seiner Wirtschaft einmal aufgeschnappt.) Jedenfalls ist in Blasmerfultigen bis jetzt noch nie ein Hund aufgetreten — auf der Bühne, meine ich! Mit dieser Bemerkung erstickte er ein anhebendes Gelächter im Keime.

Die Stimmung hatte, — mit Ausnahme natürlich des Schulmeisters und Habegger Samuels — längst zugunsten des Ochsenwirtes umgeschlagen. Er hätte sich ruhig jeder sittlichen Entrüstung gegen den „Schmarren“ enthalten können: In Blasmerfultigen ist noch selten etwas gegen den Ochsenwirt zustande gekommen. Einzig Koby, dem jeweilen das Amt eines Souffleurs zufiel, warf ein, ihn bringe der stärkste Mann nicht in den Souffleurkasten, falls man einen Hund auftrete; er habe mit Hunden schon ganz üble Erfahrungen gemacht. Man suchte ihn mit dem Hinweis auf einen Maulkragen zu trösten und brachte dann das Stück mehrheitlich zur Annahme.

So kam es, daß bald darauf an den Plakatsäulen und -wänden folgendes zu lesen war: Großes Theater in Blasmerfultigen „Die Zigeunerbraut oder Stürmische Nacht in Ungarn“ bei Anwesenheit des Autors. Nach den Abendvorstellungen gemütliche Vereinigung mit Tanz; Kapelle „Das Lächeln am Thunersee“.

Als der große Tag gekommen war, strömten die Leute in Scharen dem „Ochsen“ zu, und der Wirt wiederholte eins über das andere Mal: „Hab' ich's nicht immer gesagt?“

Die zwei ersten Aufzüge gingen bei mäßigem Beifall vorüber. Alles war gespannt auf den Höhepunkt im dritten Akt. Die Sache mit dem Hund hatte sich herumgesprochen.

Endlich nahte der große Moment. Koby hielt mit einem Beil auf das Trüm und verschwand im Souffleurkasten. Der Vorhang hob sich. Nacht auf der Bühne; Zigeuner liegen herum; im Hintergrund der Häuptling schlafend; neben ihm die gefesselte Zigeunerbraut. Es rauscht in den Kronen; Donner grölbt und Blitze zucken. Man weiß, es naht sich die Polizei mit dem Hund zur Befreiung der entführten Braut. — Ergreifend!

Plötzlich hörte man hinter den Kulissen flüstern: „Du, wo ist der Maulkragen? — Donnerwetter, der Maulkragen! — ich muß auftreten.“ Und Antwort schallt's: „Weiß der Teufel, wo der Maulkragen ist; ich finde ihn nirgends. Muß halt ohne ihn ...“

Und siehe, der Landjäger erscheint mit dem ungesicherten Hund an der Leine. Im gleichen Augenblick Blitz und Donnerschlag; der Hund erschrickt und bellt; das Publikum lacht; das Bellen verdoppelt sich; der Landjäger sucht zu beschwichtigen, und als ihm dies nicht gelingt, versetzt er dem Tier eins auf die Schnauze. Das hatte gerade noch gefehlt! Der Hund rast, und weil Koby sein Stichwort — um die Handlung in Gang zu setzen — immer eifriger aus dem Kasten heraus zischt, glaubt sich der Hund geheftet und wendet seine Stimme dem Souffleur zu,

der eine heftig abwehrende Gebärde gegen ihn hin macht. Das war genug! Der Hund stürzt sich kurzerhand in den Kasten, worauf Koby mitamt diesem in die Höhe schnellt, das Gleichgewicht verliert und hintüber in den Zuschauerraum hinunterfällt.

Licht, Licht! — möggt jetzt die Menge, klatscht wie wütend Beifall, in der Meinung, das alles hätte zum Stück gehört. Man hörte sagen: So etwas Großartiges habe man doch noch nie gesehen und erlebt. Wo auch der Autor sei? — der müsse auf die Bühne.

Anders der Souffleur. — Dieser fluchte in allen Zeichen und drohte den Verfasser und den Vorstand vor den Richter zu

nehmen. Beide sollte mitamt dem Hund der Teufel holen. Und verließ wie ein abziehendes Gewitter den Saal.

Der Schulmeister und Habegger sahen einander viessagend an. Habegger meinte, diese „Novität“ habe wirklich eingeschlagen, aber anders, als man gehofft hatte. Vielleicht aber seien die Blasmerfultiger jetzt ein für alle male geheilt. Der Schulmeister dagegen sagte: „Ich fürchte sehr, daß ihnen der Hund tiefer sitzt, als du meinst.“

Der Verfasser war nicht auf die Bühne zu bringen. Er beschloß still bei sich, im Falle einer zweiten Auflage des Stücks, an der betreffenden Stelle in Klammern die Bemerkung anzubringen: „Der Hund kann auch weggelassen werden.“

Die Geißweidbäuerin und ihre Tochter

von Martha Schwendener-Egli

Die Geißweidbäuerin — im Dorf nur die Dorathee genannt — gräbt auf dem Losacker die Kartoffeln. Die Ernte ergibt gut. Bei jedem Hackenschlag kollern die rundlichen Knollen hervor, und schnell füllt sich jeweils der Korb. Der herbe Bodengeruch steigt in die Luft. Die feuchte Erde klebt an den Fingern der Dorathee. Herbstwind streicht um das rotbackige Gesicht der Berglerin, spielt mit den braunen, krausen Haaren, die sich lustig unter ihrem Kopftuch hovorringeln.

Dorathee legt das Grabwerkzeug zur Seite, greift nach einem Sack und leert den vollen Korb. Wieder gräbt sie — und wieder leert sie die Früchte des Bodens in den Sack. Als auch der Sack voll ist, da framt die Dorathee einen Bindfaden aus der Schürzentasche, verschnürt und mit einem Ruck hebt sie ihn auf. Doch sogleich läßt sie ihn wieder fallen. Ein Wehlaut — unterdrückt — kommt über ihre Lippen. Mit beiden Händen langt sie nach dem Kreuz. Sie horcht in sich hinein, stöhnt wieder, und geht dann langsam heimzu.

Gleich darauf hängt die Dorathee ein Bettuch vor das Kammerfenster. So hat sie es mit der Hebammengret abgemacht — bei Tag ein Bettuch, des Nachts eine brennende Laterne — das sei das Zeichen.

Das erhöhte Gesicht der Hebammengret zeugt davon, daß sie sich beeilt hat, in die Geißweid hinaufzukommen. Aber als sie die steile Plattenstiege erklimmt und in den Hausflur tritt, tönt ihr schon ein Kinderschreien entgegen. „Eh, eh“, macht die Gret und hastet nach der Kammer.

Tags darauf kam eine Berglerin und besorgte — um Gottslohn — den Geißweidhaushalt, wäscht und schaut zu Mutter und Kind. Im Dorf heißt es, daß die Dorathee ein Mädchen bekommen habe, und dem Säumer gibt man den Bericht für den Vater, den Hannes, mit, der oben in den Bergen am Holzen ist. — „Ein Mädchen, so —“, macht der, als er's vernimmt. „Berichte, daß ich am Samstag hinunterkomme.“

Die Geburt — ein Ereignis? Nein. Niemand macht da ein großes Wesen daraus, und knapp zwei Wochen später gräbt die Geißweidbäuerin die letzten Kartoffeln. Daheim schreit sicher das Kind. Sie hört es nicht, aber sie fühlt es. Doch sie kann jetzt nicht schon wieder nach Hause; es ist Zeit mit den Kartoffeln, sonst schneit es noch hinein.

Nicht ganz ein Jahr später. Die Dorathee mäht „auf den Platten“ das Heugras. Hier und da schaut sie nach dem Kind, das drüben auf einer Heublache im Schatten einer Esche liegt.

Das Mädchen schlafst — die Mutter ist dessen froh. So kann sie ruhig weiter schaffen.

Wie heiß der Tag ist! Sonnenglut liegt über den Hängen, Feuchtigkeit steigt aus dem Boden, dem frischgemähten Gras. Die Schwüle benimmt den Atem, treibt den Schweiß aus den Poren. Aber Dorathee werkt stetig weiter. Man ist sich das am Berg gewohnt. Heiß brennt im Sommer die Sonne gegen die Halden, stürmisch kommt der Herbst, eisig der Winter, und brausend regt im Frühjahr der Föhn den Schnee wieder ab den Matten. Das ist so der Zeit Lauf. Immer kommt eins nach dem andern, so ziemlich zu seiner Zeit. Und so wie es jetzt ist, ist schon das richtige Heuwetter.

Dorathee hat die Art, wie sie alle einfamen Bergler haben: sie werkt, ohne viel zu finnen. Was soll man auch immer durch den Kopf gehen lassen? Von der Arbeit — ja. Auch von den Sorgen. Aber immer mag man auch nicht daran denken. Da kommt man mit der Zeit dazu, das Denken einfach auszuschalten. Die Füße stampfen ja von selber die Hänge auf und ab. Die Hände kennen längst ihr Werk. So schafft die Dorathee.

Doch plötzlich schrekt sie auf, schaut sich um. Wie ein Wild, das Gefahr wittert, ist es. Ein klemmendes Gefühl hat sie in der Brust. Nichts hört sie, nichts sieht sie. Aber es ist etwas in der Nähe. Irgend etwas. — Das Kind! Dorathee steckt die Spitze des Sensenblattes in den Boden, eilt über die Platten hinunter, reiht das schlafende Kind in die Höhe.

Das kleine Mädchen wacht kaum auf. Die Dorathee aber bleibt wie versteinert stehen. Sie fühlt, wie sich ihre Haare sträuben, spürt die Haut sich fröstelnd zusammenziehen. Auf der Heublache liegt der gerollte Körper einer Schlange. Am warmen Leib des Kindes hat sie sich angeschmiegt. Nun hebt sie den Kopf, züngelt und kreucht in das nahe Gebüsch.

„Wie konnte ich das bloß ahnen?“ staunt Dorathee. Sie hat es in sich gespürt, einfach gespürt, die Gefahr, die ihrem Kinde drohte.

Noch zittern ihre Hände, als sie die Blache an zwei Äste knüpft und das Kind in die Hängewiege legt. „Wie konnte ich das bloß ahnen?“

* * *

Seither tickt zwanzig Jahre lang die Uhr in der getäferten Stube der Geißweid. Die lustigen, braunen Haarringel der Dorathee fangen weiß zu schimmern an. Im Gesicht sind Runenzeichen der Zeit. Das Leben einer Bergbäuerin ist ja meist gleichmäßig hart, eintönig. Aber es gibt doch unter jedem Dach